

## Werk

**Label:** Periodical issue

**Ort:** Berlin

**Jahr:** 1904

**PURL:** [https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273\\_0006|log18](https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?523137273_0006|log18)

## Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.  
SUB Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen

✉ [info@digizeitschriften.de](mailto:info@digizeitschriften.de)

# Die Denkmalpflege.

Herausgegeben von der Schriftleitung des Zentralblattes der Bauverwaltung, W. Wilhelmstraße 89.  
Schriftleiter: Otto Sarrazin und Friedrich Schultze.

VI. Jahrgang.  
Nr. 3.

Erscheint alle 3 bis 4 Wochen. Jährlich 16 Bogen. — Geschäftsstelle: W. Wilhelmstr. 90. — Bezugspreis  
einschl. Abtragen, durch Post- oder Streifbandzusendung oder im Buchhandel jährlich 8 Mark; für das  
Ausland 8,50 Mark. Für die Abnehmer des Zentralblattes der Bauverwaltung jährlich 6 Mark.

Berlin, 24. Februar  
1904.

[Alle Rechte vorbehalten.]

## Eine uckermärkische Dorfkirche.\*)

Etwa auf halbem Wege zwischen Prenzlau und Stettin, hart am Rande des breiten Wiesentales der Randow, liegt auf uckermärkischer Seite das stattliche Dorf und Rittergut Menkin, seit 300 Jahren im Besitze des uradeligen Geschlechts derer v. Winterfeldt. Bereits im Jahre 1260 kommt der Name des Ortes vor.

Der Kurfürstliche Kammerjunker und Kriegskommissar Adam v. Winterfeldt erwarb Menkin im Jahre 1623. Nur wenig äußere Wahrzeichen aus dem Gange der geschichtlichen Entwicklung sind im Wandel der Zeit erhalten geblieben: ein ringförmiger, grabenumflossener Wall im Park und die Kirche (Abb. 1) mit dem daran gebauten Erbbegräbnis — das ist alles, was an die alten Zeiten erinnert. Namentlich ist die Kirche, wie so häufig in märkischen Ortschaften, auch in Menkin die pietätvolle Bewahrerin der geschichtlichen Erinnerungen, zumal ihr das Glück zuteil wurde, seit fast 300 Jahren nicht „restauriert“ zu werden. Zwar hat auch sie in dieser Zeit innerlich und äußerlich manche Veränderung erfahren, insbesondere ist der stattliche Fachwerkturm mit achteckigem Holzaufsatz und hohem, schiefergedecktem Helm eine Zutat des 18. Jahrhunderts, aber wie vor nunmehr 700 Jahren bildet der hochgelegene Bau mit seinem granitnen Mauerwerk und steilem rotem Ziegeldach, umrauscht von uralten Linden und Rüstern, den bedeutungsvollen Mittelpunkt, an den sich die Gebäude von Gut und Dorf mit ihren Höfen, Gärten und Wörden anlehnen.

Wie zahlreiche Kirchen der Mark verdankt auch die Kirche in Menkin ihre Entstehung dem 13. Jahrhundert; die sorgfältige Schichtung ihrer granitnen Ringmauern aus behauenen Feldsteinen beweist dies. Der Grundriß (Abb. 7) ist sehr einfach: ein einschiffiges Langhaus mit westlichem Glockenturm in der Breite des Schiffes. Der Ostgiebel (Abb. 8) zeigt noch die ursprüngliche einfache Architektur, wie sie unter Verwendung von Ziegeln und Putzflächen im norddeutschen Flachlande für das frühe Mittelalter bezeichnend ist. Die nördliche Längswand öffnet sich mit einem Flachbogen nach dem hochgelegenen Herrschaftschor, dem eine Empore vorgebaut ist. Unter dem von außen durch eine Steintreppe zugänglichen Herrschaftschor liegt die gewölbte Familiengruft, das Erbbegräbnis in früheren Zeiten. Wie die schmiedeeisernen Kreuze an der östlichen und westlichen Giebelspitze erkennen lassen, ist dieser Anbau im Jahre 1637 errichtet. Seine Umfassungswände zeigen im Äußern glattbehauene Granitquader (Abb. 1) von ungewöhnlichen Abmessungen bis 1,25 m Länge und 0,75 m Höhe. Wahrscheinlich handelt es sich um die Werkstücke des alten, entweder bereits von dem Markgrafen Johann oder etwas später in

bischöflicher Zeit erbauten festen Wohnhauses, welches die rachsüchtigen Schweden nach dem zwischen Kur-Brandenburg und dem Kaiser 1635 abgeschlossenen Prager Frieden mit fast allen übrigen Gebäuden des Ortes niederbrannten.

Der Haupteingang liegt an der Südseite. Die schwere eisenbeschlagene, eichene Kirchentür in dem granitnen Spitzbogenportal zeigt ein gewaltiges eisernes Schloß mit der Jahreszahl 1703, das Schlüsselloch bildet das Herz eines in Eisenblech geschnittenen Ritters. Der frühere spitzbogige Haupteingang durch den Turm ist wahrscheinlich nach dem Einbau der Orgelempore vermauert worden. Das Innere der Kirche ist, wie schon bemerkt, glücklicherweise von Wiederherstellungen in den letzten Jahrhunderten verschont geblieben. Auch die Verteilung der Plätze ist bis heute noch die streng durch das Herkommen geregelte. Den verheirateten Dorfbewohnern nach Frauen und Männern getrennt steht das Hauptgestühl zu beiden Seiten des Mittelganges zu. An den Türen, welche die Sitzreihen nach dem Mittelgange abschließen, sind Klapp-Schemel durch Holzschieber befestigt, um bei Ueberfüllung der Kirche vermehrte Sitzplätze schaffen zu können. Auf der Orgelempore haben links die Schulkinder ihre Sitzplätze, rechts sitzt die unverheiratete männliche Jugend. Zahlreiche „Totenkronen“, Erinnerungszeichen an Verstorbene, hängen



Abb. 1. Kirche in Menkin  
von Nordosten gesehen.

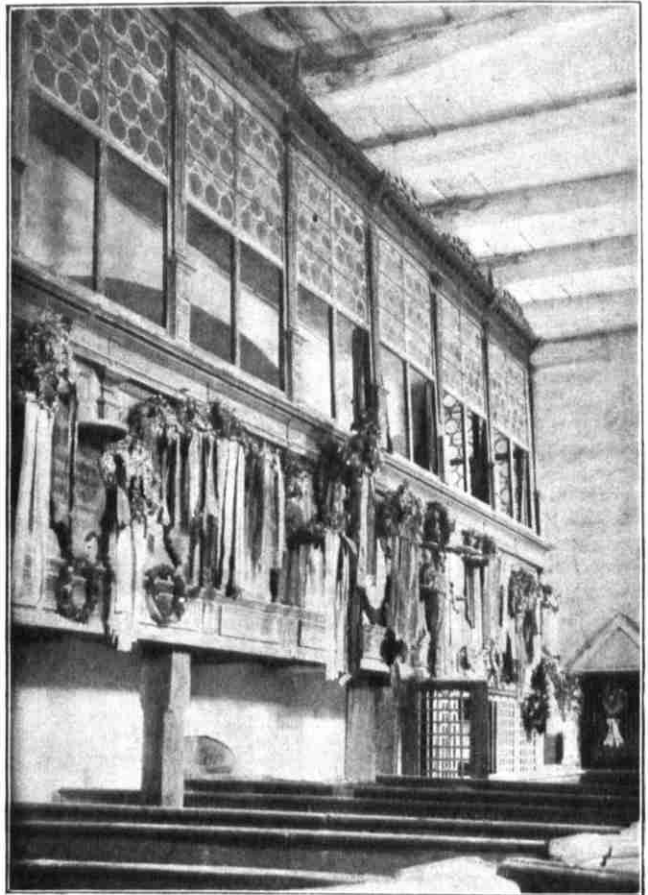


Abb. 2. Herrschaftsempore.

mit verblaßten Bändern von der Emporenschranke herunter und geben der Kirche eine ungemein ernste Stimmung (Abb. 2).

Von seltenem Reiz ist der Altarraum mit der Kanzel und dem darüber befindlichen, durch reiche Schranken abgeschlossenen Predigerstuhl und Küstersitz (Abb. 3 u. 9). Was dieses Altar-

\*) Die nachfolgenden Zeilen bilden einen Auszug aus einem uns in bereitwilligster Weise zur Verfügung gestellten Aufsatz des Herrn Oberpräsidialrats v. Winterfeldt-Menkin in Potsdam. Der ungekürzte Aufsatz, den wir wegen Raum mangels leider nicht bringen konnten, wird demnächst in den Mitteilungen des Uckermärkischen Museums und Geschichts-Vereins in Prenzlau veröffentlicht werden.  
Die Schriftleitung.

werk (Abb. 10) vor den meisten nicht mehr allzu zahlreichen seiner Art, die der Barbarei unverständiger Kirchenerneuerer entgingen, neben seinem besonders schönen Gesamtaufbau vor allem auszeichnet, ist die Unberührtheit seiner ursprünglichen, im Laufe der Zeit immer mehr abgetönten, satten Farben, neben denen das Gold nicht gespart wurde und jene metallisch schillernden Lasuren, in deren Behandlung die alten Handwerksmeister Vorzügliches leisteten. In drei Abteilungen baut sich das schöne Verhältnisse und gute Renaissanceformen zeigende, wenngleich handwerksmäßig durchgeführte Schnitzwerk auf (Abb. 10). Unmittelbar über dem Altartische sitzt in einer Nische mit Goldgrund der Heiland mit den zwölf Jüngern beim Abendmahl. Die Unterschrift lautet: „Mich hat herzlich verlanget, das Osterlamm mit Euch zu essen, ehe denn ich scheide. ANNO DO 1599. Flankiert wird die Abendmahlsgruppe von zwei etwas untergeordnet behandelten Aposteln, die in schmalen Nischen stehen und von denen einer durch den Schlüssel als Petrus kenntlich gemacht ist. Den seitlichen Abschluß der untersten Abteilung bilden zwei Konsolen mit in Flachwerk geschnitzten Engeln, von denen einer den Kelch, der andere die Hostie hochhält. Das große Mittelbild zeigt in bewegter Gruppe die Kreuzigung. In einem goldumrahmten Halbbrund, über dessen Ecken Engelsköpfe herunterblicken, stehen die drei Kreuze aufgerichtet; links wird dem Heiland der Essigtrank bereitet, rechts würfeln die Kriegsknechte; unter dem Kreuze steht zur Linken Maria, das Haupt weiß umhüllt — eine ausdrucks-

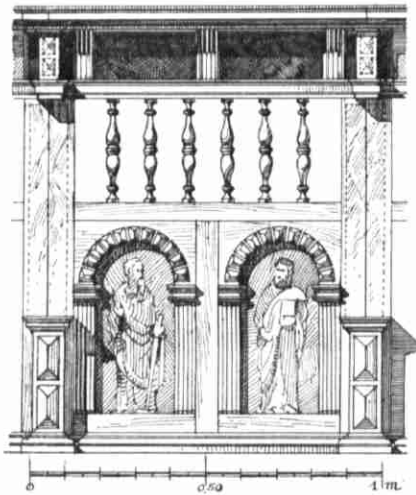


Abb. 3. Teil vom Küsterstuhl.

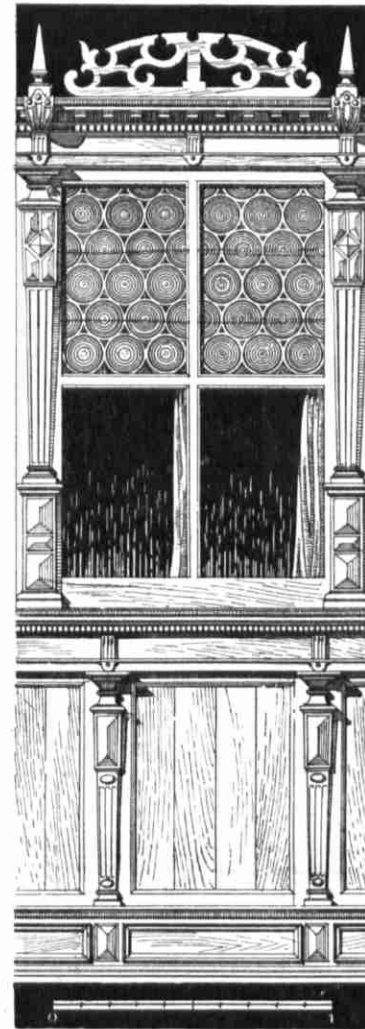


Abb. 4. Teil der Herrschaftsempore.



Abb. 5.

Abb. 5. u. 6. Totenbrett an der Brüstung der Herrschaftsempore.



Abb. 6.

#### Von der Dorfkirche in Menkin in der Uckermark.

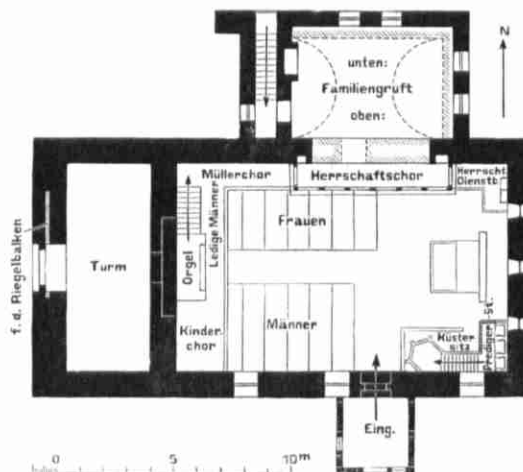


Abb. 7. Grundriß in Emporenhöhe.

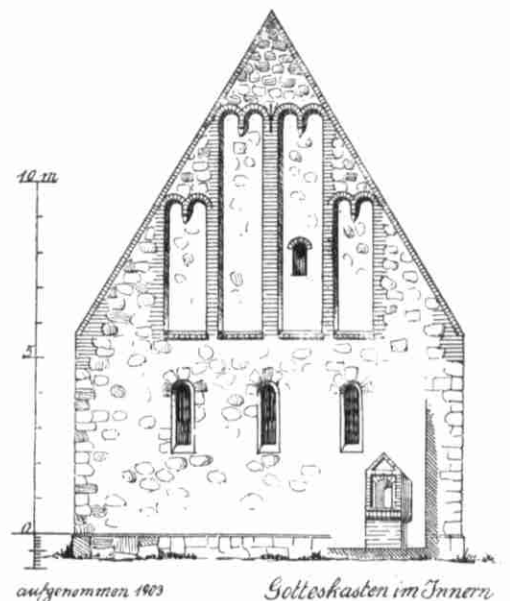


Abb. 8. Ostgiebel.

grauem Grunde umrankt wird. Ueber der Kanzel hängt ein bunt bemalter Schalldeckel, mit der schwebenden Taube als Symbol des heiligen Geistes in der Mitte. Die Kirchenwand auf der Kanzel wird durch ein — leider sehr beschädigtes — Holzbildwerk ver-

grauem Grunde umrankt wird. Ueber der Kanzel hängt ein bunt bemalter Schalldeckel, mit der schwebenden Taube als Symbol des heiligen Geistes in der Mitte. Die Kirchenwand auf der Kanzel wird durch ein — leider sehr beschädigtes — Holzbildwerk ver-

Die Kanzel (Abb. 9) zeigt auf den reich geschnitzten, farbigen

deckt, welches in flacher Pilasterumrahmung den gen Himmel fahrenden Heiland in weißem Gewande und rotem Ueberwurf zeigt. An diesem Bildwerk ist noch die alte Sanduhr befestigt, die dem Prediger die Kontrolle über die Länge seiner Predigt geben sollte. Die Uhr ist nach der Umschrift „verfertigt von Jakobus Hartmann, Sanduhrmacher in Leipzig, der Eldere“. Darunter ein Genius mit einem Gefäß in der Hand, aus dem Wasser

Anscheinend bildeten sie den alten Abschluß der Kirchenbänke für die Gemeinde oder gehörten zu dem alten herrschaftlichen Kirchenstuhl. Auch die untere Abschlußwand des Predigerplatzes hat ursprünglich nicht an dieser Stelle gestanden, wurde vielmehr erst bei dem Umbau der Kirche im Jahre 1637 nebst den Schranken des Küsterstuhls an ihre jetzige Stelle gerückt. Die vor-springenden Säulen, welche zu den noch vorhandenen Postamenten



Abb. 9. Kanzel mit Prediger- und Küsterstuhl.

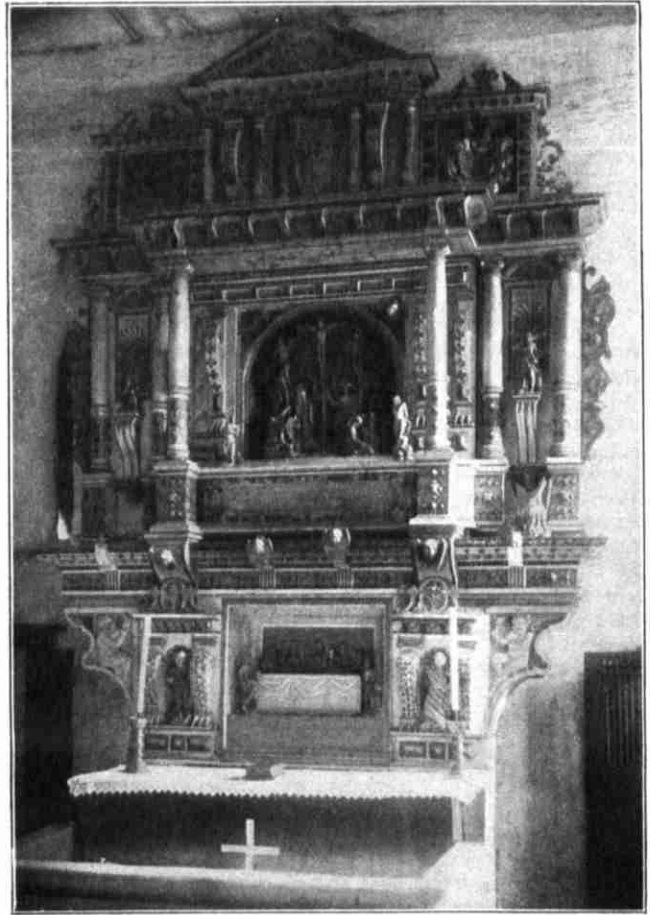


Abb. 10. Altar.

fließt, und mit der Unterschrift: „Memento mori“. Das Geländer der Kanzeltreppe wird von einer in drei Felder geteilten, geschnitzten und bemalten Holzschranke gebildet. Die einzelnen Felder enthalten — stark verblaßte — allegorische Figuren: die schreitende Gestalt der Prudentia mit einem Spiegel, der Fides mit Kreuz und Kelch, der Justitia mit Wage und Schwert.

An diese Treppe schließt sich der Stuhl für den Geistlichen, der, wie bei den meisten Landkirchen, die fehlende Sakristei ersetzt. Die geräumige Bank, welche sich aus mehreren nicht zusammenhängenden Sitzen — vielleicht aus Gründen der Etikette — zusammensetzt, verbirgt hohes Holzgitterwerk mit einer ebenfalls vergitterten Tür vor den Blicken der Gemeinde. Der geschnitzte und bemalte Unterteil dieser Schranke ist dreiteilig und stammt aus früherer Zeit als das Gitterwerk. Die Mittelflächen der drei Teile enthalten im Halbrund gemalte weibliche Bildnisse aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, anscheinend Stifterinnen, Bilder, die schon als Gewandstudien Beachtung verdienen. Augenscheinlich ist es dieselbe Dame, die sich hier dreimal in verschiedenen Anzügen verewigen ließ: einmal mit flottem Federhut und breitem Spitzenkragen, das andere Mal mit kunstvoll getohter Haube und schließlich mit zwei hochgedrehten, rotblonden Zöpfen, in deren Mitte ein Edelstein funkelt. Vielleicht ist hier die hübsche Gattin Joachims von Eickstedt, Ursula von Blankenburg, dargestellt, die eigentliche Stifterin des Kanzel- und Altarwerkes, da Menkin aus den Händen der Blankenburg mit Ursulas Eingebrauchtem erworben war, also ihre Mitgift darstellte.

Um den Fuß der Kanzel hat man durch Holzschranken (Abb. 3 u. 9) einen Kirchenstand für den Küster und seine Familie abgegrenzt. Die hierfür benutzten Wandungen haben, wie ihre Zusammensetzung deutlich erkennen läßt, hier ursprünglich nicht gestanden.

und Gebälkverkröpfungen der Schrankenteile des Küsterstandes gehörten, sind im Laufe der Zeit verschwunden (Abb. 3). Die rechteckigen Felder über den gedrehten Docken enthalten auf schwarzem Grunde lateinische Sätze des Apostolikums in grauen Lettern. Die zehn unteren Rundbogenfelder zeigen Tafelbilder der Apostel, von denen zwei fehlen. Von diesen Apostelbildern gilt dasselbe, wie von den sinnbildlichen Figuren auf der Kanzeltreppenwand: sie sind zwar handwerksmäßig, aber augenscheinlich nach guten Vorlagen gemalt, zum größten Teil in ursprünglicher Frische erhalten und sie erinnern ihrer Auffassung nach an die Apostelfiguren Rafaels, welche durch die Stiche Marc Antons weit verbreitet und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sicherlich auch in Norddeutschland bekannt waren. Die innere Seite der Schranken des Küsterstuhls schmückten auf schwarzem Grunde graue Arabesken mit Engelsköpfen.

Die nördliche Längsseite wird durch die schönen Patronats-Empore (Abb. 2 u. 4) beherrscht, ein feines Werk der Spätrenaissance, das Adam von Winterfeldt im Jahre 1637 gleich nach der Zerstörung Menkins durch die Schweden ausführen ließ. Merkwürdigerweise blieb bei der Zerstörung der Kirche Altar und Kanzel nebst den oben beschriebenen Teilen ihrer Umgebung erhalten, wohl möglich, daß sich bei den protestantischen Schweden eine Spur von ehrfürchtiger Scheu regte und sie verhinderte, Bildwerke, die ihnen selbst verehrungswürdig waren, zu vernichten. Die gesamte übrige Kircheneinrichtung wurde jedoch zerstört. Das Gestühl für die Gemeinde, die Kinder- und Orgel-Empore wurde ebenso wie der Herrschaftsstuhl nach dem Abzuge der Schweden erneuert. Alle diese Ausstattungsstücke haben keine Bemalung erhalten, sondern zeigen einen schönen warmbraunen Kiefernholztönen. An der Brüstung der Patronats-Empore hängen dicht gedrängt



geschnitzte und bunt bemalte Bretter mit Konsolen (Abb. 5 u. 6), alle verschieden, kleine und große, reich verziert oder einfach gehalten, und darauf stehen verstaubte Totenkronen mit langen verbläuten Seidenbändern, die Erinnerungszeichen an längst verstorbene Mitglieder der zum Teil noch blühenden Familien, die vor hundert und mehr Jahren in Menkin das Feld bestellten, säeten und ernteten. Auch die gegenüberliegende südliche Längswand der Kirche ist oberhalb der Männer-Sitzreihen mit solchen „Totenbrettern“ geschmückt, die hier die große — aber gottlob fast leere — Gedenktafel für die 1813 für König und Vaterland gefallenen zwei Menkiner umrahmen.

Am östlichen Ende der Nordwand liegt das Gestühl für die Hausbeamten und die herrschaftlichen Dienstleute: den Amtmann, die Inspektoren und Gärtner. Das Eigenartige dieser Kirchensitze sind die Schiebegitter aus Holz, mit denen auch ihre Türen versehen sind und durch die man die Sitze wie Käfige schließen kann. An der Ostwand, und zwar innerhalb des Standes für die herrschaftlichen Leute, befindet sich im Mauerwerk eine mit Backsteinen umrahnte Nische (Abb. 8), in der wohl einst das Bild der Madonna oder irgend welche Reliquie aufbewahrt und verehrt wurde. Jetzt wird darin ein Paar gewichtiger messingener Altarleuchter, ein zinnerner Abendmahlskelch und eine zinnerne Kanne für Abendmahlswein, die auf das genaueste einer neuzeitlichen Teebüchse gleicht, aufbewahrt. Eine lange schmale Bank vor dem Gestühl der herrschaftlichen Beamten war einst den Mädchen, die unehelich geboren hatten, als peinlicher Sitz zugewiesen.

Mitten unter dem Herrschaftsschor führt eine niedrige eichene Tür in die mit einer Tonne überwölbte Familiengruft. Auf der schwarzen Türe steht in schwungvoller grauer Arabesken-Umrahmung: „Geh hinein mein Volk in eine Kammer und schließ die Tür nach dir zu, verbirg dich einen kleinen Augenblick, bis der Zorn fürüber ist. Esai 26“. Die Gruft birgt gegenwärtig 15 Särge. In der Mitte steht der prächtige Zinnsarg (Abb. 11) Adams, des Stammvaters der jetzt blühenden Linie der uckermärkischen Winterfeldt. Bei der gründlichen Reinigung und Ordnung des Gewölbes im Jahre 1900, das bislang als ein Ort des Schreckens und Grauens nur durch die vergitterten Oeffnungen betrachtet wurde, fand sich, daß wie alle übrigen auch Adams Sarg zwar gewaltsam erbrochen, dabei stark beschädigt und etwaiger Kostbarkeiten beraubt war, daß aber alle Hauptteile des Sarges vorhanden und auch die irdischen Ueberreste des Kriegskommissars in schwarzseidenem spanischen Mantel und gestickten Strümpfen wohl erhalten geblieben waren. Auf dem Deckel des nun wiederhergestellten Sarges sind die Wappen der 16 Ahnen angebracht. Die eisernen Handgriffe werden von Löwenköpfen gehalten. Breite Zinnborten mit Trauben- und Blattwerk umrahmen die Flächen. Die eingegrabenen Inschriften und Sprüche für das Ornament sind durch Vergoldung noch besonders hervorgehoben. Der Sarg, der nach seiner Wiederherstellung im Uckermärkischen Museum in Prenzlau ausgestellt war, ist jetzt eine Sehenswürdigkeit von Menkin geworden. Siebenzehn Sprüche, alle mit Beziehung auf den in der Not des Krieges jäh Gestorbenen, bedecken alle Seiten des Sarges. Am Fußende aber steht geschrieben: „Der wohllede und feste Herr Adam von Winterfeldt, seliger Churf. Brandenburg. Kammerjunker und Kriegskommissarius, in der Uckermark auf Menkin und Kutzerow erbegessen, ist zu Schielbein den September Anno 1594 auf diese Welt geboren und hat derselbigen Anno 1640 den 26. Oktober zu Kutzerow wieder gesegnet. Ruhet allhier dem Leibe nach und erwartet samt allen Gläubigen eine fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben“. Unter den übrigen Särgen sind nur diejenigen der Kinder Adams, von denen fünf vor ihm starben und hier beigesetzt sind, beachtenswert. Die schwarzen Holzsärge sind an allen Seiten mit Sprüchen in Goldschrift in der schwungvollen Weise jener Zeit bemalt, liebliche Engelsköpfe wachsen aus den umrahmenden Laubwerk und bilden einen wahrhaft künstlerischen Schmuck. An dem Kopfende sind bei jedem der Kindersärge die Allianzwappen der Eltern dargestellt. Die Verarmung und den Verfall des Kunstgeschmackes, wie er als Folge des dreißigjährigen Krieges eintrat, kann man im kleinen ermessen, wenn man die Särge, welche aus den nächsten hundert Jahren stammen, mit denen Adams und seiner Kinder vergleicht. Es sind plumpe schmucklose Holztruhen ohne eine Spur von Kunstbedürfnis. Einige reichbeschlagene Eichensärge aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die letzten, die hier beigesetzt wurden, sind Zeugen weiterer Kunstfertigkeit.

Beim Verlassen des Gewölbes, in dessen eine Ecke eine benachbarte gewaltige Rüster sich mit ihren Wurzeln eingedrängt hat, lesen wir die Inschrift, welche auf der Innenseite der Eichenpforte, wieder mit weiß auf schwarz in grauer Schnörkelumrahmung geschrieben steht:

Wär' ich so weis' als Salomon  
Und auch so schön als Absolon  
Und hätt' des großen Alexanders Reich  
Müßt' ich doch werden dem Tode gleich  
ANNO 1637.

„Und nun ans Tageslicht! Und haben wir den toten Winterfeldts einen Besuch abgestattet, so ist es billig, auch der lebenden zu gedenken. Darum gehen wir durch den Mittelgang zwischen dem Gemeindegestühl zum Orgelchor (Abb. 7) und von dort über den Müllerchor, der sich — ebenfalls aus vergitterten Schiebefenster — von der Westecke an die Herrschaftsempore anschließt, auf



Abb. 11. Sarg des Kriegskommissars Adam v. Winterfeldt.

diese. Ein gewaltiger Kamin nimmt fast die ganze eine Schmalwand ein. Daneben stehen die erst in jüngster Zeit wieder aufgefundenen Reste des eisernen Ofens, an dem der Sage nach Jonas Gigans, der letzte Prediger von Menkin, von den Schweden verbrannt wurde. Es sind gußeiserne Platten mit Darstellungen die Hochzeit von Kana, das Salomonische Urteil und daneben das Wappen der braunschweigischen Herzöge, alles in der Art des 16. Jahrhunderts. An der Mittelwand hängt, vorsichtig in der Farbe erneuert, der aus einem Stück geschnitzte Gedächtnisschild Adams. Und wie es sich ziemt, daß an einer solchen Stätte Vergangenheit und Gegenwart sich die Hand reichen, schmückt die benachbarte Schmalwand ein metallener Gedächtnisschild mit dem eingelassenen Bronzebildnis und Wappen des Generals der Infanterie Rudolf v. Winterfeldt († 1893), des Spielgenossen und Freundes von Kaiser Friedrich III., dessen Hauptquartier er im Jahre 1870/71 leitete. Umrahmt wird sein Gedächtnisschild von den breiten Bändern der Kränze, welche zur Beisetzung gespendet sind, darunter diejenigen von Kaiser und Kaiserin, der Königlichen Prinzen, zahlreicher Regimenter, Vereine und berühmter Persönlichkeiten.

Wir aber haben eine Stunde den Stimmen der Vergangenheit gelauscht, einer Vergangenheit, die mit der Gegenwart durch eine lebendige Brücke verbunden ist. Denn noch sitzen die Nachkommen der Männer und Frauen, deren Totenkronen jetzt in der Kirche hängen, auf denselben Plätzen, wie einst jene, noch suchen Mitglieder desselben Adelsgeschlechts, dem der Kriegskommissar Adam angehörte, Erbauung in dem von ihm errichteten Granitbau, noch stehen die Mauern der Kirche, die vor Jahrhunderten errichtet sind. Es geziemt sich aber für den Menschen, daß er weiß, auf welchem Grunde er steht und nicht über dem Heute das Gestern völlig vergißt.

Und darum zum Schlusse ein ernstes Wort!

Mit voller Absicht habe ich diese Zeilen überschrieben: „eine uckermärkische Dorfkirche“ — eine unter vielen. Es ist nichts besonderes, was ich habe geben wollen. Wie die Kirche in Menkin gibt es hunderte und sicherlich viele noch weit reichere an Denkmälern der Kunst und Geschichte. Aber es gehören die rechten Augen dazu, um zu sehen, das rechte liebevolle Empfinden, um die Feder zur Hand zu nehmen und das Geschehene festzuhalten. Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterland, und dessen, was man fast täglich sieht, achtet man nicht. Wer hat sich je das Innere seiner Heimatskirche mit geschichtlichem Sinne angesehen, wer weiß, wie sie entstanden, wer hat sich über ihren künstlerischen

Schmuck Rechenschaft abgelegt? Wären diese Fragen nicht berechtigt, so würde bei der Herstellung ungezählter Dorfkirchen nicht früher mit so unglaublicher Pietätlosigkeit verfahren, würden nicht die ehrwürdigen Holzbildwerke zu Brennholz zerschlagen, günstigenfalls in dürftigen Bruchstücken auf die Kirchenböden geschleppt oder in Museen gewandert, würden nicht in erschreckender Geschmackslosigkeit und erschreckendem braunem Oelfarbenanstrich angeblich gotische, tatsächlich barbarische Altarwände, denen man die Magerkeit der Kirchenkassen ansieht, an die Stelle der alten edlen in Farbenschmuck und Vergoldung schimmernden Altäre getreten sein. Die Zeiten, in denen so gegen die ehrwürdigen

Bestände der Dorfkirchen gewütet werden konnte, sind, wie ich glaube, für immer vorbei. Ein stark ausgebildeter geschichtlicher Sinn ist eins der kennzeichnenden Merkmale unserer Tage und mit begeisterter Sorgfalt wird den künstlerischen Regungen der Vergangenheit nachgespürt, ganz besonders aber der naiven Kunst des Volkes.

Möchte diese Skizze dazu beitragen, zu ihrem Teile Achtung für unsere ehrwürdigen Dorfkirchen, die liebevollen Bewahrerinnen der geschichtlichen Erinnerungen, wie ich sie nannte, zu wecken, die Augen zu öffnen für den reichen Inhalt, den noch ein großer Teil von ihnen birgt.

Potsdam.

Joachim v. Winterfeldt-Menkin.

## Die Allerheiligenkapelle in Eßlingen am Neckar.

Die allgemeine Sehnsucht der Frommen des Mittelalters ging dahin, die sterblichen Ueberreste innerhalb der geweihten Mauern des Gotteshauses selbst oder doch wenigstens in dessen unmittelbarer Nähe geborgen zu wissen. Nur der letztere Wunsch konnte in den ersten Zeiten des Christentums in Erfüllung gehen, denn das Begräbnis in der Kirche selbst war streng verboten; sie sollte außer den Reliquien der Heiligen, die der Altarraum barg, keine sterblichen Ueberreste enthalten. Dies galt in gleicher Weise von Klosterkirchen, wie von Kathedralen und übrigen Pfarrkirchen. In den Klöstern waren die Begräbnisstätten ursprünglich außerhalb der ganzen Bauanlage, d. h. außerhalb der Klausur, oft in beträchtlicher Entfernung angelegt, wie wir aus alten Nachrichten wissen; erst später wurde der Totenacker näher gerückt, mußte sich aber immer noch außerhalb der Klausur befinden (*Hic mos ordinis nostri erat, ut peculiare coemeterium haberetur cum sacello extra clausuram*). In ähnlicher Weise, nur vielleicht schon früher, wurden bei Kathedralen und Pfarrkirchen die Kirchhöfe um dieselben angelegt, eine Sitte, welche sich auf dem flachen Lande und in kleinen Städten bis auf den heutigen Tag erhalten hat, in den größern Städten meist erst im 19. Jahrhundert in Abgang kam. Bald aber waren die Gläubigen des Mittelalters mit dem Begräbnis bei der Kirche nicht mehr zufrieden, sie wollten in der Kirche selbst beigesetzt werden, und obwohl dem ein ausdrückliches Verbot entgegenstand, so fand man es doch bald gerechtfertigt, für hervorragende Kirchen- und Klostervorstände, wie auch für solche, die sich durch reichliche Stiftungen den Dank der Kirche zu verdienen gesucht hatten, eine Ausnahme eintreten zu lassen und ihren Leichnam im Kirchenraum selbst zuzulassen, eine Sitte, deren Auftreten sich nicht mehr genau bestimmen läßt, die aber jedenfalls langsam im Anschluß an die Heiligsprechung Verstorbener sich einbürgerte insofern, als jede Kirche darauf ausging, die Gebeine von möglichst vielen Kanonisierten in ihren Mauern zu haben und man ja nie wissen konnte, ob nicht einer der schon bestatteten Äbte und Stifter zur Kanonisierung gelangte. Die Zahl der Begräbnisse in den Kirchen nahm aber so schnell überhand, daß zuletzt die Bischöfe mit Strenge dagegen einschreiten mußten; Kirchen, bemerkten sie, seien zum Gebrauche für Lebende und nicht zu Totenbehältnissen bestimmt; das Vorrecht des Begräbnisses innerhalb der geweihten Mauern sei für die Körper der Heiligen vorbehalten, und in den Kirchen, die durch die Beerdigung aller ohne Unterschied, die sie durch Stiftungen sich erkaufte, verunreinigt seien, solle der Gottesdienst eingestellt werden. Das Verbot der Begräbnisse in den Kirchen wurde in Italien, wo diese Sitte am frühesten eingetreten zu sein scheint, mit Strenge gehandhabt; so oft der Papst eine schriftliche Erlaubnis zur Einweihung einer Kirche gab, pflegte er stets die Klausel beizufügen „*si nullum corpus ibi constat humanum*“. Viele Beispiele hiervon finden sich im „*liber diurnus Romanorum pontificum*“, welcher bereits im 8. Jahrhundert verfaßt wurde. Diese Verbote vermochten zwar den Gebrauch zu beschränken, aber nicht aufzuheben, was vielleicht im Grunde auch gar nicht in der Absicht der Kirche lag. In den Klosterkirchen Deutschlands wurden bereits im 11. und 12. Jahrhundert, ja schon früher, Äbte und Wohltäter des Stifts, besonders Fürsten und Adelige beigesetzt, die dafür, daß sie am Kloster gebaut und es beschenkt hatten, innerhalb der geweihten Mauern ihre letzte Ruhestätte erhielten; ebenso wird es wohl auch in andern christlichen Ländern der Fall gewesen sein.

Bei der größten Ausdehnung des Begräbnisrechts im Kirchenraum selbst konnte jedoch nur eine kleine Schar Auserwählter sich dieses Vorzugs erfreuen. Die Mehrzahl mußte ihre Ruhestätte in der Friedhoferde finden und konnte nur durch in der Kirche aufgehängte Gedächtnistafeln, sogen. Totenschilder, die anfangs von rechteckiger, später runder Form Wappen, Namen und Todestag der Verstorbenen enthielten, die frommen Kirchen-

besucher um Fürbitte für ihre Seelen angehen. Diese Epitaphien, die gerade von einer Zeit ab, da sie ihre ursprüngliche Bestimmung verloren hatten, sich immer prunkvoller und reicher ausbildeten, behielt der Protestantismus bei und sie sind es, die vielen Stadtkirchen einen so stimmungsvollen Reiz und gediegenen Farbenschmuck verleihen, und daher gewissenhafteste Schonung, Pflege und Beibehaltung an den alten Plätzen verdienen, mögen sie aus einer Zeit stammen, aus welcher sie wollen. Leider ist gerade in dieser Hinsicht überall im Reich bei Wiederherstellungen, die von verkehrten Grundsätzen ausgingen, schwer gestündigt worden und manches Kircheninnere hat mit seinem vornehm-bunten Bilder- und Epitaphienschmuck nicht nur seine ganze Stimmung verloren, sondern auch noch an seiner guten Akustik eingebüßt.

Aber auch im Raume des Friedhofs, selbst wenn er zugleich „Kirchhof“ war, mußte zur Beruhigung der Gemüter derer, die einst hier ihre Ruhestätte finden sollten, eine gottgeweihte Stätte eingebaut werden, und so finden wir in der Mitte der meisten Friedhöfe eigene Kapellen gestiftet, die ausschließlich dem Totendienst geweiht waren, indem sie — in den weitaus meisten Fällen zweigeschossig — mit ihrem Obergeschoß einen besonderen Raum zur Einsegnung der Leichen und Abhaltung von Seelenmessen, mit ihrem kryptenartigen Untergeschoß (*ossarium*) aber einen würdigen Aufbewahrungsort für die Gebeine boten, die ausgegraben werden mußten, da in den Städten die Bürgerhäuser den Kirchhof eng umgrenzten, auf den Dörfern die wehrfähige hohe Mauer denselben umfing, eine Erweiterung der Begräbnisplätze also nicht möglich war.

Wie heute noch in katholischen Gegenden, besonders in Oesterreich, fast jeder Friedhof sein Beinhaus besitzt, in dem die ausgegrabenen Schädel aufbewahrt werden, nachdem man sie mitunter sogar mit dem Namen und Todestag des einstigen Trägers bezeichnet hat, wird auch das protestantische Deutschland vor der Reformation eine große Menge derartiger Kapellenbauten, die im Süden meist Allerheiligen oder St. Michael geweiht waren, besessen haben. Württemberg hat sich nur wenige Reste solcher Friedhofkapellen erhalten; an ist daher genötigt, um über die baugeschichtliche Entwicklung dieser Kapellenart einigen Aufschluß zu finden, sich in Bayern, noch besser aber gleich in Oesterreich umzusehen, wo sie noch in großer Menge aus dem Grund auf uns gekommen sind, weil ihre Benutzung sich hier meist bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Oesterreich besitzt eine Reihe romanischer kleiner Rundbauten mit vorgelegter halbrunder Apsis, von denen einige wenige als Taufkapellen, die große Mehrzahl aber — vielleicht hundert — als Friedhofkapellen anzusprechen sind, worauf schon der darunter angebrachte gewölbte, meist halb im Boden liegende Raum, das *Ossarium*, hindeutet. Die zentrale Grundrißanlage ist also die älteste auffindbare für unsere Kapellen, zweifellos in Anlehnung an die Kirche des Heil. Grabes in Jerusalem entstanden, deren Zentralbau noch in konstantinische Zeit zurückgeht.

Vielleicht die älteste derartig angelegte Kapelle auf deutschem Boden war die, die nach dem gleichzeitigen Biographen des vierten Abtes von Fulda, Aegil, dieser 821 vollendet und von der es heißt: „*Ecclesiam parvam aedificavit rotundam, ubi defuncta corpora fratrum sepulturae tradita requiescunt, quam cimiterium vocant*“. Eine gewisse Ähnlichkeit der Anlage mit diesen österreichischen Rundbauten, denen sich manche in Bayern anreihen, haben auch die in Frankreich zahlreichen, dem Grabdienst geweihten „*lanternes des morts*“, auch „*faneaux*“ genannt. Es sind dies eine Art hohler runder Säulen mit einer bis zur Ueberdachung führenden Stiege, die in einem kleinen, ein paar Menschen fassenden Raum endigt, auf dem sich die Laterne befindet, wo ein ewiges oder vielleicht auch nur an gewissen Tagen brennendes Licht aufgestellt war.

Die gotische Zeit brachte mit neuen Bauregeln und Schmuckformen auch neue Grundrißbildungen, wie für alle kirchlichen Bauten, so auch für unsere Kirchhofkapellen, deren runde Grundform über das Sechseck und Achteck ins Quadrat und ins Rechteck allmählich übergeht, häufig sogar die Chornische verliert; in dieser Form sind sie uns über ganz Deutschland zerstreut noch da und dort erhalten; aber den sonderbaren Namen „Karner“ haben sie wenigstens auf reichsdeutschem Boden, mit Ausnahme vielleicht von Oberbayern, meist eingebüßt. Wie in Oesterreich heute noch allgemein die Friedhofkapellen und Beinhäuser „Karner“ heißen, so ist auch in urkundlichen Aufzeichnungen älterer Zeiten „carnarium“ die allgemein übliche Bezeichnung für diese Bauwerke; vielleicht sein ältestes Vorkommen enthielt die Charta Wilhelmi Aconensis Episcopi vom Jahr 1161, wo es heißt: „In quo (coemeterio) praedictus Manso intuitu pietatis Carnarium ad ossa mortuorum reponenda de propria pecunia aedificavit“. Weiter heißt es bei Willelmus Thorn. anno 1287: „Capella in Cimiterio, quae dicitur Charner, peracta est“.

Württemberg besitzt nur noch wenige solcher Friedhofkapellen und diese wenigen sind meist nicht sehr alt, aber sehr schlecht erhalten und entstellt. Die besterhaltenen sind das Nonnenkirchle in Waiblingen, ein zierliches Werk der Spätgotik von 1496, die Valentinskapelle neben dem Münster in Ulm von 1447. Weiter besitzen Bietigheim, Laufen a. N., Göppingen und Lichtenstern noch derartige kleine Bauwerke. Der „Kerntal“ in Oehringen und die Veldnerinkapelle in Hall, die wohl auch zu dieser Art Bauten gehörten, sind abgebrochen; die Trümmer von manch anderem Karner aber liegen vielleicht tief in der Erde der von Jahr zu Jahr langsam sich hebenden Friedhöfe. Der größte, älteste und eigenartigste Karner Württembergs jedoch ist in das Gebäude des Stadtarchivs in Eßlingen a. N. verbaut, den aus den zwei verschiedenen Umbauten späterer Zeiten herauszuschälen und auf dem Papier darzustellen dem Verfasser dieser Zeilen so ziemlich gelungen sein dürfte (Abb. 1–5).

Was den Anlaß zur Erbauung dieser Friedhofkapelle neben der Dionysiuskirche gegeben, eine fromme Stiftung oder der allgemeine Wunsch der Bürgerschaft, läßt sich nicht mehr ermitteln, ebensowenig wie ihre Bauzeit, auf die wir nur aus den verwendeten, der frühesten Gotik angehörigen Bauformen schließen können, die uns durch Vergleichung in die Mitte des 13. Jahrhunderts weisen; jedenfalls sind die ältesten Teile der Kapelle nicht früher als die im Jahre 1233 begonnene Dominikanerkirche St. Paul in Eßlingen, und ihre höchsten und jüngsten Teile, der Glockengiebel, nicht später als 1300 errichtet worden. Daß die Kapelle nicht vor Erbauung der Stadtmauer, die Friedrich II. zugeschrieben wird, begonnen wurde, ist aus der Bauart leicht ersichtlich, wohl aber ist möglich, daß sie gleichzeitig mit der Stadtmauer aufgeführt wurde. Daß das Untergeschoß nicht älter ist als das Obergeschoß, höchstens nur wenige Jahre und daß dieses Untergeschoß nicht, wie Pfaff, als man es im Jahre 1837 wieder fand, annahm, die Vitaliskapelle ist, der die Stadt ihre Entstehung wenigstens mit verdankt, das geht klar und augenfällig aus den noch erhaltenen Architekturteilen des Untergeschosses hervor, aus den Kragsteinen und Kreuzgewölberesten, die ausgesprochen frühgotische Bildung zeigen und mit denen von St. Paul so nahe verwandt sind, daß man annehmen darf, dieselben Steinmetzen, die an St. Paul gearbeitet und erstmals die strengen Bauformen der von Frankreich her andrängenden Bettelorden in Eßlingen zur Anwendung brachten, haben auch die Allerheiligenkapelle erbaut. Tatsächlich finden sich auch am Oberbau die gleichen Steinmetzzeichen wie an St. Paul.

Paulus sagt in seinen Kunst- und Altertumsdenkmälern Württembergs (I. Band, Seite 181): „Die frühere Allerheiligenkapelle, jetzt Stadt- und Spitalarchiv, ist nunmehr das älteste Gebäude der Stadt und höchst merkwürdig; sie stammt aus verschiedenen, mindestens drei Bauzeiten. Ursprünglich war sie eine kleine, kurze, dreischiffige Kirche mit schlankem Hochschiff, uralt mit glattem Gemäuer und Rundbogentüren. An der Südseite ist ihr die tief hinabreichende Stadtmauer wohl erst vorgebaut worden und unter der Kirche, hinter den Buckelquadern der Stadtmauer, an welcher heute noch der Neckarkanal hinläuft, wurde in spätromanischer Zeit eine gewölbte Unterkirche ausgehöhlt, mit breiten Gurten auf schweren Kragsteinen, als Beinhaus“. Wie schon oben gesagt, ist Ober- und Unterkirche fast gleichzeitig und wie man später sehen wird, ist der Giebel, den Paulus für einen Hochschiffgiebel hält, ein Glockengiebel. Bleibt man aber bei einer dreischiffigen Kirche, die Bogenpfeiler haben muß, dann ist die spätere Aushöhlung der Unterkirche eine bauliche Unmöglichkeit, ganz abgesehen von der Frage, worauf denn vor Vorbauung der Stadtmauer vor die Kapelle diese gestanden haben soll.

Die älteste urkundliche Nachricht über die Allerheiligenkapelle, die wir besitzen, ist aus dem Jahr 1326: an den Vigilien des H. Valentin dieses Jahres schenkte Wortwin, der Priester, zu Eßlingen an die Altarpfunde „in capella omnium sanctorum in cimiterio Ecclesiae parochialis“, welche bis jetzt nur 30 Schillinge Heller jährlich betragen hatte, mit Zustimmung der Patrone, des Pfarrherrn und des Dekans, zum Unterhalt eines ständigen Kaplans seine liegenden Güter. Wortwin behält sich die Versehung des Altars und den Genuß der Pfründe auf Lebenszeit vor, überträgt das Präsentationsrecht für die erste Vakanz dem Ulrich Ribstein und Konrad Ziegeler, Bürgern zu Eßlingen, und für spätere dem Dekan und dem Rat der Stadt. Bischof Rudolf von Konstanz bestätigt auf Bitten des Dekans Heinrich von Eßlingen diese Stiftung und letzterer trifft mit Bürgermeister Johann Remser und dem Rat zu dieser Pfründestiftung folgende Bestimmungen. Der Pfründner soll alle Tage eine Messe und alle Montage eine Seelmesse ohne Rücksicht auf besondere Feste lesen oder singen und wie andere Kapläne im Chor erscheinen, die Leutkirche soll die Baulast der Kapelle tragen, zwei ewige Lampen, für deren eine eine Gülte vorhanden ist, unterhalten, Kelch, Buch, Meßgewand, Wachs und alles weitere Nötige zur Messe geben, wie für die Altäre in der Kirche, da die im Kirchhof gesammelten Gebeine in der Kapelle ruhen; der Kaplan erhält, was am Tage Allerheiligen und an Kirchweihe für die Kapelle erbeten wird und soll es zur Schmückung der Kapelle anlegen. Der Dekan hat nicht mehr Stimmen bei der Besetzung, als die Ratsmitglieder.

Wir haben oben gesehen, daß die ursprüngliche Grundrißform der Karner eine zentrale war, die dann die Gotik über das Polygon ins Rechteck führte; wenigstens ist diese Entwicklung in Oesterreich und Bayern zu beobachten, und man kann annehmen, daß auch Württemberg zentrale romanische Karneranlagen neben seinen romanischen Stifts- und Stadtkirchen besessen hat; aber keine ist uns erhalten; die wenigen, die wir überhaupt noch haben, entstammen einer früheren oder späteren Zeit der Gotik; unter ihnen die älteste, gerade die Eßlinger Allerheiligenkapelle hat zur Grundform ein Rechteck, dessen Seiten sich wie 7:9 verhalten.

Das Untergeschoß (Abb. 4), das Beinhaus war dreischiffig angelegt; das Kreuzgewölbe, dessen Rippen und Gurte denselben Querschnitt, die Fase, zeigen, wurde an den Wänden von derben Kragsteinen, von denen noch die meisten erhalten, in der Mitte von sechs Säulen getragen, die verschwunden sind; jedenfalls waren sie in ihrer Form verwandt mit den Bogensäulen der Paulskirche, nur derber in der Gliederung der Kapitelle und Füße, den Kragsteinen der Gewölbe entsprechend. Durch eine rundbogige Pforte an der Westseite, die noch teilweise im Innern sichtbar ist, betrat man den Raum, dessen Fußboden wohl ursprünglich nur etwa 1,5 m tiefer lag, als das umgebende von der Kirche zur Stadtmauer und Kapelle her abfallende Gelände. Beleuchtet war das Beinhaus durch vier Fenster mit tief eingeschrägten Leibungen auf der Nordseite, zwei durch die Stadtmauer durchgebrochene auf der Südseite und zwei Fenster auf der Westseite (Abb. 1, 2, 4 u. 5); nur noch die vier letzteren sind in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten; die vier ersteren wurden (wohl nach der Wiedereröffnung des Beinhauses und Zugänglichmachung von der Südseite her im Jahre 1837) verändert. An der Ostwand hat das Beinhaus noch den 1½ m breiten Pfeiler, auf dem im Obergeschoß die schwere Steinmasse des Altars stand. Den Schub der schweren Kreuzgewölbe aufzuheben, waren an den beiden freien Ecken und an der Ost-, West- und Nordseite Strebpfeiler angesetzt, die an der Südseite die 1,70 m starke Stadtmauer überflüssig machte. Die Ecken fassen zwei Strebpfeiler, die rechtwinklig zu den Mauerflächen vorspringen und 1½fach so stark sind, wie die Zwischenpfeiler. Von der alten Ausstattung dieses in einem Bauaktenstück vom Jahr 1610 als „Gruff“ bezeichneten Raumes ist keine Spur mehr erhalten; in jenem Jahr besaß er noch einen Altar, der abgebrochen werden soll; der Zugang soll ebenfalls zerstört und das Gestäff, das zu ihm führte, herausgebrochen werden. Die Fenster werden in der Folge auch vermauert und das Gelände ringsum höher gelegt worden sein; damit versank die alte Unterkirche im Boden und bald auch die Erinnerung an ihr Vorhandensein, nachdem wohl schon seit der Reformation ihre Benutzung als Beinhaus zurückgegangen war und schließlich ganz aufgehört hatte, weil seit der Säkularisierung der Eßlinger Klöster nach 1530 die diesen gehörigen Kirchhöfe, sechs oder sieben an der Zahl, in allgemeine Benutzung genommen wurden und daher ein Ausgraben der Gebeine bei den im Verhältnis zur gesunkenen Einwohnerzahl ausgedehnten Begräbnisplätzen selten nötig wurde.

Eine Verbindung der Unter- mit der Oberkapelle im Innern



bestand nie, auch die noch erhaltenen entsprechenden Beispiele anderer Gegenden weisen weder Treppe noch Schacht auf zur Verbindung beider Geschosse, vielmehr waren beide für sich von außen zugänglich, denn die Benutzung beider Räume war ganz verschiedener Art und erheischte keine Verbindung im Gegensatz

werks durch Spitzbogen verbunden, wodurch eine Galerie auf der Fußbodenhöhe des Obergeschosses gebildet ward (Abb. 1 u. 2); nur die Eckstreben sind über diesen Umgang bis zum Dachgesims des Gebäudes hochgeführt, jedoch von schmalen Pforten durchbrochen, die die Umgänge der drei Seiten verbinden; die vierte Umgangs-

Die Allerheiligenkapelle in  
Eßlingen am Neckar.

Wiederherstellungsversuch.



Abb. 1. Westansicht.

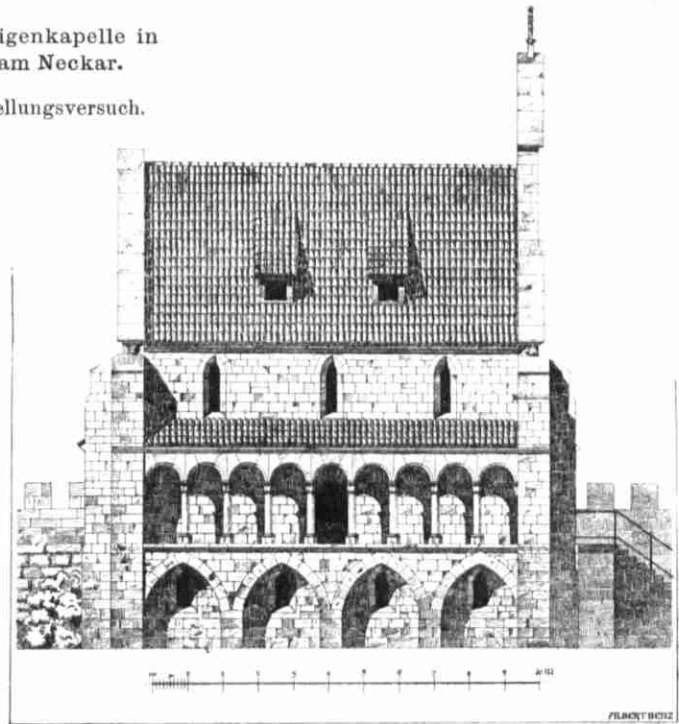


Abb. 2. Nordansicht.

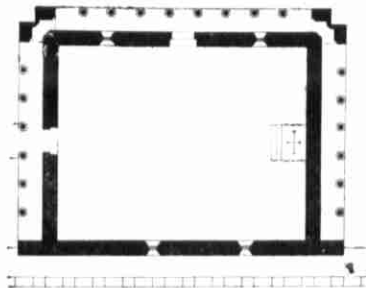


Abb. 3. Obergeschoss.

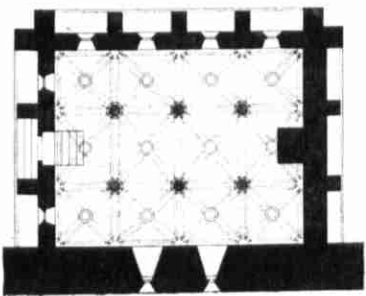


Abb. 4. Untergeschoß.

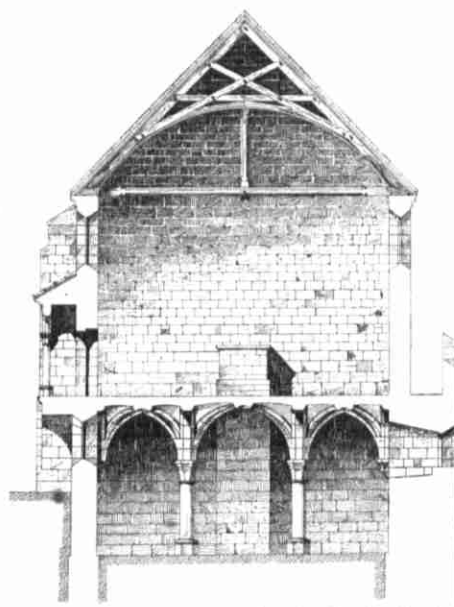


Abb. 5. Querschnitt.

zu den zweigeschossigen Palastkapellen auf den Kaiserburgen von Nürnberg, Eger, Freiburg a. d. Unstrut usw.

Die Zugangsfrage des Obergeschosses (Abb. 3) vollständig zu lösen gelang mir nicht; indes ist sie nicht von tief einschneidender Bedeutung, da die Treppe kaum von baulicher oder schönheitlicher Bedeutung für das Gebäude war; vielleicht war sie nur von Holz angebaut. Klar ist auch nicht, ob sie an der West- oder an der Nordseite lag und von dem gegen heute etwa 2,5 m tiefer liegenden Gelände hinaufführte. Ich habe angenommen, daß sie über dem Eingang der Unterkapelle zur Westpforte der Oberkapelle hinaufführte.

Die Gewölbestreben waren auf den drei freien Seiten des Bau-

eigenartige Erscheinung haben wir einen Vorgang bei der Paulskirche, die an Stelle des bei der Wiederherstellung erst erbauten Doppelportals einen rundbogigen Eingang hatte, den Heideloff, wie folgt, beschreibt. Die westliche Fassade der Paulskirche enthält ein weites, rundbogiges, ins Mittelschiff führendes Portal; die Profilierung seiner Gewände besteht aus zwei Rundstäben, einem äußern mit kelchförmigem Kapitell, einem schwächern und zwei den Abmessungen der Rundstäbe entsprechenden Hohlkehlen. Es ist überhaupt zu bemerken, daß sich hier in der Eßlinger Frühgotik noch da und dort der Rundbogen erhielt. Auch das erst kürzlich wiederentdeckte große Prachtportal am Nordturm der Dionysiuskirche (vergl. S. 37, Jahrg. 1903 d. Bl.) hat nicht, wie



man in Anbetracht des schon vollkommen gotisch gebildeten Kapitells annehmen sollte, den Spitz-, sondern den Rundbogen.

Die Kragsteine, die an den Eckstreben die Bogen tragen, haben die Bildung, wie wir sie hauptsächlich an der Franziskanerkirche finden, die in verfeinerter Weise die frühgotischen Formen der Paulskirche aufweist. Die Bogen waren einfach gefast, neun von ihnen trugen die Umgangsbedachung der Nord-, sieben die der Ost- und Westseite. Die Oberkapelle war nicht gewölbt, sondern ihre Decke bildete entweder ein mit Malerei verziertes Gebälk oder einen offenen Dachstuhl, wie in den alten Basiliken oder ein Tonnengewölbe aus Holz, wie es noch hauptsächlich in einigen Kirchen des Zaberгаues erhalten ist; ich habe in dem Wiederherstellungsversuch das letztere angenommen (Abb. 5), weil sonst das mit schön gegliederten Gewände versehene Fenster der Westseite kein Licht hätte mehr ins Innere bringen können, sondern von einem wagerechten den Raum in der Höhe des Dachgesimses bedeckenden Abschluß gerade geschnitten worden wäre. Ein einfaches Satteldach deckte den Bau ab; der Ostgiebel war ganz einfach gebildet, nur von einer kräftig profilierten Deckplatte, ähnlich dem Dachgesims, an den beiden Traufseiten abgedeckt; der Westgiebel jedoch war als erhöhter Glockengiebel, den wohl ein Kreuz aus Stein oder Eisen krönte, gebildet und mit zwei spitzbogigen Glockenöffnungen versehen. Dieser Glockengiebel steckt vermauert noch in dem 1610 erhöhten Giebel, ist aber unzweifelhaft als solcher und nicht etwa als Hochschiffgiebel anzusehen; einmal sind in seinen Öffnungen keine Fensternuten, auch keine Lichtschrägen, wohl aber in den Leibungen die Löcher zu finden, in denen die Achsen der Glocken steckten; andererseits wäre die Breite dieses Mittelschiffs höchstens 3 m gewesen, während die Seitenschiffe nicht mehr als 2 m Breite bekommen hätten, bei einer Mittelschiffhöhe von rd. 12 m; solche Verhältnisse sind doch wohl unmöglich, in dieser Zeit und bei so kleinen Anlagen. Die Gewände der Glockenöffnungen sind mit einer Fase verziert, auf der ringsum Halbkugeln in Abständen gleich einem Perlenkranz aufgesetzt sind, ein Motiv, das bis jetzt in Eßlingen nicht entdeckt wurde, aber an die frühgotischen Formen des Klosters Gnadental erinnert. Noch einen besonderen Schmuck hat die Kapelle: zwei eigenartig gearbeitete Köpfe über den Eckstrebenpfeilern an der Nordseite, die aus der Mauer mit den Halsen herauswachsen und von denen die eine bärtig, die andere ohne Bart, aber beide mit langen über der Stirn verschnittenen Haaren gebildet sind.

Das ganze Bauwerk muß zu einer Zeit, da es noch wohl erhalten und nicht durch Umbauten entstellt und durch Auffüllung des umgebenden Geländes in den Boden gesunken war, einen durch die reiche Schattwirkung des zierlichen Bogenwerks und durch den fein umrissenen Glockengiebel, der in der Folge bei der späteren Nikolauskapelle und bei der Spitalkirche nachgeahmt wurde, wie durch die Eckstreben hervorgerufenen malerischen Eindruck gemacht haben. Leider mußte sich die Kapelle zwei Umbauten, von denen besonders der letzte sehr verderblich und durchgreifend war, gefallen lassen.

Der erste fällt ins Ende des 15. Jahrh., eine Zeit, in welcher und zwar 1495 die Kapelle zum zweitenmale jurkundlich genannt wird, in der in Eßlingen an Kirchen und Profanbauten eine rege Bautätigkeit herrschte. Die Frauenkirche ging ihrer Vollendung entgegen, die Stadtkirche erhielt die Schmuckstücke ihres Chors, Lettner und Tabernakel, die Spitalkirche war im Bau begriffen, an den Klosterkirchen wurde gebessert und erweitert, die fremden Klöster bauten ihre Pflöghöfe um, die Bürger ihre Behausungen und die Stadt selbst verbesserte und verstärkte ihre Festungswerke. Man begnügte sich bei dem ersten Umbau der Kapelle damit, die schmalen spitzbogigen Fenster der Nord- und Südseite bis auf eines an der Südwestecke zu verbreitern und dafür rechteckige feingegliederte Gewände mit Mittelpfosten und Maßwerkfüllung einzusetzen, den Dachstuhl zu erneuern und für die Oberkapelle in Gestalt einer Balkendecke, von der der mit Maßwerk bemalte Unterzug noch erhalten ist, eine neue Abdeckung zu schaffen. Gleichzeitig bemalte man die Ostseite des Innern mit einer Reihe Darstellungen, untermischt mit sehr gut gezeichneten Ornamenten in Grün mit Weiß gelichtet und Schwarz schattiert. Der figürliche Teil der Malereien stellt nach den noch gut erhaltenen Resten zu schließen, die Aufnahme von Heiligen ins Reich Gottes und ihr Leben daselbst dar. Die Mitte der Wand, wo der längst verschwundene Steinaltar stand, dessen Fundament ich oben gedachte, bezeichnen die Symbole der vier Evangelisten; die Farben sind für Umrisse und Schattierung der Fleischteile braunrot, sonst schwarz; die Gewänder erscheinen in Tiefblau, Zinnober, Grün, die Heiligenscheine sind vergoldet; die Größe der Figuren

in den einzelnen Feldern, die durch kräftige rote Striche von einander getrennt sind, ist etwa 40 cm, und ihre Darstellung ist nicht künstlerischer Handhabung des Pinsels bar. Die übrigen drei Wände deckte eine aufgemalte Quaderteilung, die als Sockel vielleicht eine rings umherlaufende Teppichmalerei hatte. Dieser Umbau, der eigentlich mehr eine zeitgemäße Erneuerung gewesen, hatte wenig Urtümliches entfernt, aber manch Beachtenswertes beigefügt. Anders war dies bei dem zweiten Umbau vom Jahre 1610, der viel entfernte, zerstörte und verdeckte, aber wenig Schönes beifügte, trotzdem die Leitung in den Händen keines Geringern, als Heinrich Schickhardts, des Herzogl. Württembergischen Baumeisters, lag. Seit der Reformation hatte die Kapelle verödet und unbenutzt dagestanden, wenigstens das Obergeschoß, während das Beingewölbe noch einige Zeit vielleicht weiter benutzt wurde. Der Umbau des nebenliegenden städtischen Kanzleigebäudes dehnte sich auch auf die alte nutzlose Kapelle aus, deren Räume für Registratur und Archiv geeignet schienen; erstere war bisher im Kanzleigebäude selbst untergebracht gewesen, während letzteres in einem Gemach auf dem Wendelstein lag. Die Absicht, für erstere mehr Raum und wenigstens für die wichtigsten Teile ein feuersicheres Behältnis zu erhalten, für letzteres einen in unmittelbarer Nähe der Kanzlei gelegenen auch hinlänglich sichern Raum, führte zu diesem Umbau der Kapelle, die man auf dem Stadtmauerweggang leicht von der Kanzlei und weiterhin über das finstere Tor weg vom Rathaus aus erreichen konnte.

Schickhardts Entwürfe, deren Originale heute noch im Archiv liegen und für die er laut Danksagungsschreiben das für jene Zeit hohe Honorar von 15 Dukaten erhalten hatte, gelangten im großen ganzen zur Ausführung; nur in der Richtung der Giebel befolgte man Schickhardts Plan nicht, der sie gegen Süden und Norden gerichtet zeigt, sondern erhöhte nur die alten Kapellengiebel, welchem Umstand es zu danken ist, daß uns der alte eigenartige Glockengiebel erhalten blieb. Am 30. März 1610 hatte der Maurermeister Hans Schönstein und der Zimmermeister Hans Ulrich Westen ihre Angebote auf die Arbeiten dem Rat überreicht; da aber in denselben die Arbeiten am alten Kanzleigebäude und die an der Kapelle nicht getrennt behandelt sind, so können die Summen, die auf den Umbau der letzteren verwendet wurden, nicht mehr festgestellt werden.

Man ersieht nur, daß geplant war, den „Altar in der Gruft“ abzureißen, das „Gestäffel“ zu entfernen, dann an der Nordseite der Kapelle als Verstärkung der Mauer, die ein Gewölbe zu tragen bekam, das über dem obern Kapellenraum als Stichtonne gespannt werden sollte, einen Strebenpfeiler in der Mitte zwischen den alten Pfeilern anzusetzen und das „alte Bogenwerk“ — wie die Bogenumgänge genannt werden — wegzureißen. Alle diese Arbeiten wurden ausgeführt, nur leider der Strebenpfeiler nicht angesetzt, der wenigstens einigermaßen den mächtigen Schub, den das 1 Schuh starke, bei 2,20 m Pfeilhöhe 8,20 m weit gespannte Gewölbe auf die nur 63 cm starke Wand ausübte, aufgehoben hätte. So kam es, daß die Wand allein nicht stand hielt und auswich, weshalb man dem Gewölbe bald nach seiner Einsetzung Stützen geben mußte, die es heute noch hat. Daß es nicht trotzdem einstürzte, ist nur dem zuzuschreiben, daß die starke Last des Gebälks und der Wand des Obergeschosses, das Schickhardt neu aufsetzte, auf die Widerlagswand drückte und zugleich das Gebälk ankerartig wirkte. Genau nach Schickhardts Plane ausgeführt wurde die Wendeltreppe, die den Boden der ehemaligen Kapelle mit dem neu aufgesetzten Stockwerk verband, deren Fundament aber bis zum Boden des Beingelasses hinabgeführt werden mußte; wobei auch statt der Kreuzgewölbe dieses Raums, die entweder schadhafte waren oder beim teilweisen Ausbrechen, das der Wendeltreppenbau erforderte, zusammenstürzten, unter Entfernung der Stützen desselben, ein mit nur in Pfeilhöhe ausgeführtes Stichtonnengewölbe eingesetzt wurde, dessen Scheitel sich in der Folge auch um etwa 20 cm senkte.

So entsteht und mit Konstruktionen, die seinen Bestand gefährden, umgebaut, steht der alte Karner vor uns und es bleibt dem heutigen Geschlecht, das lebhaft bestrebt ist, das was uns die Altvordern an Denkmälern ihrer Bauweise hinterlassen, durch liebevolle Erhaltung sich neu zu erwerben, die dankbare Aufgabe und Verpflichtung, unter gleichzeitiger Beibehaltung des heutigen Zweckes des Gebäudes, die alte reizvolle Kapellenanlage aus Hüllen späterer Umbauten herauszuschälen, ohne bemerkenswerte oder erhaltenswerte Teile, die diese hinzugefügt, zu entfernen, vielmehr das Bauwerk als langsam Gewordenes möglichst augenfällig selbst seine Baugeschichte erzählen zu lassen.

Eßlingen, Oktober 1903.

Albert Benz.

## Verzeichnis der preußischen Provinzial- und Bezirks-Konservatoren.

Aufgestellt am 2. Januar 1904.

Name und Hauptamt	Wohnort	Gewählt für die Zeit	staatlich bestätigt am	Ablauf der Amtszeit	Bemerkungen
1. Provinz Ostpreußen.					
Bötticher, Adolf, Architekt	Königsberg	Dauer der Denkmäler-Verzeichnung	8. März 1894	24. März 1899	Nachruf „Denkmalpflege“ 1901, S. 64 „Denkmalpflege“ 1902, S. 63
	Danzig	24. März 1899 bis 1. April 1902	10. Dezember 1900	† 8. Juni 1901	
Dethlefsen, Richard Jepsen, Königl. (Landbauinspektor, dann) Kreisbauinspektor	Königsberg	1. Febr. 1902 bis 31. März 1905	14. März 1902	31. März 1905	
2. Provinz Westpreußen.					
Heise, Johannes, Königl. Baurat, Landesbauinspektor, Direktor des Westpr. Kunstgewerbe-Museums	Danzig	6 Jahre 6 Jahre	23. März 1898 20. Mai 1898	25. Februar 1898 † 15. April 1899	Nachruf: Zentralbl. d. Bauverw. 1899, S. 200 Nachruf siehe oben
Bötticher, Adolf, Architekt	Danzig	Dauer der Denkmäler-Verzeichnung	17. Juni 1900	† 8. Juni 1901	
Schmid, Bernhard, Reg.-Baumeister	Marienburg	6 Jahre	22. Dezember 1902	31. Dezember 1908	
3. Provinz Brandenburg.					
Bluth, Gustav, Königl. Geheimer Baurat, Landesbaurat	Berlin	1. April 1892 bis 31. März 1895 1. April 1895 bis 31. März 1898	23. September 1893 bis auf weiteres	31. März 1895 † 23. Novbr. 1901	Nachruf „Denkmalpflege“ 1901, S. 120, 126 vergl. „Denkmalpflege“ 1902, S. 16
Büttner, Georg, Königl. Landbauinspektor	Steglitz	1. Jan. 1902 bis 31. Dez. 1904	25. Januar 1902	31. Dezember 1904	
4. Provinz Pommern.					
Lemcke, Hugo, Professor, Dr. phil. h. c., Direktor des Stadtgymnasiums	Stettin	9. März 1894 bis 30. Juni 1900 7. Febr. 1900 bis 30. Juni 1906	30. April 1894 bis auf weiteres	30. Juni 1900 30. Juni 1906	vergl. „Deutsche Bauzeitung“ 1894, S. 287
5. Provinz Posen.					
Schwartz, Franz, Dr. phil., Direktor des Prov.-Mus., Landes-Bibliothekar	Posen		12. August 1895 bis auf weiteres	† 19. Juli 1901	Nachruf „Denkmalpflege“ 1901, S. 80
[Kohte, Julius, Reg.-Baumeister, Vertreter während der Erkrankung Schwartzens]	Charlottenburg				
Kämmerer, Ludwig, Prof., Dr. phil., Direktor des Prov.-Museums	Posen	ohne Zeitgrenze gewählt	16. Februar 1903 bis auf weiteres	ohne Zeitgrenze	
6. Provinz Schlesien.					
Lutsch, Hans, (Reg.-Baumeister, dann Kgl. Landbauinspektor, dann) Kgl. Baurat	Breslau	1891, auf 5 Jahre 9. September 1896 bis 9. September 1901	7. Juni 1892 31. Oktober 1896	31. August 1896 23. Februar 1901	Ablauf der Dienstzeit durch Berufung in das Kultusministerium als Konservator der Kunstdenkmäler. † 2. August 1902
[Kühn, Hermann, Professor, Direktor der Kgl. Kunst- und Kunstgewerbeschule]	Breslau	Vertreter vom	23. Februar 1901 ab		
Burgemeister, Ludwig, Dr. phil., (Reg.-Baumeister, dann) Kgl. Landbauinspektor	Breslau	5 Jahre	11. Januar 1902 bis auf weiteres	22. Oktober 1906	
7. Provinz Sachsen.					
Theuner, Dr. phil., Archivassistent	Magdeburg	1893—1897	31. März 1893	15. November 1897	31. März 1904
Döring, Oskar, Dr. phil., Privatgelehrter	Magdeburg	kommissarisch: 12. Februar 1898 bis auf weiteres: 14. Juli 1899			
8. Provinz Schleswig-Holstein.					
Haupt, Richard, Professor, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer a. D.	(Schleswig, dann) Eutin	unbeschränkt	20. September 1893 bis auf weiteres	ohne Zeitgrenze gewählt	
9. Provinz Hannover.					
Reimers, Jacobus, Dr. phil., Architekt, Direktor des Provinzial-Museums	Hannover	5 Jahre 5 Jahre	9. Juni 1894 bis auf weiteres	8. April 1899 17. April 1904	
10. Provinz Westfalen.					
Ludorff, Albert, Kgl. Baurat, Provinzial-Bauinspektor	Münster	1891, ohne Zeitgrenze	7. Juni 1892 bis auf weiteres	ohne Zeitgrenze	

Name und Hauptamt	Wohnort	Gewählt für die Zeit	staatlich bestätigt am	Ablauf der Amtszeit	Bemerkungen
<b>Provinz Hessen.</b>					
<b>11. Bezirks-Konservator für den Regierungsbezirk Kassel.</b>					
Bickell, Ludwig, Dr. phil. h. c., Referendar a. D.	Marburg	bis 31. März 1896, dann weiter	29. Februar 1896 bis auf weiteres	† 20. Oktober 1901	Nachruf „Denkmalpflege“ 1902, S. 9
v. Drach, Alhard, Dr. phil., Professor an der Universität	Marburg	unbeschränkt	11. April 1902 bis auf weiteres	ohne Zeitgrenze	vergl. „Denkmalpflege“ 1902, S. 63
<b>12. Bezirks-Konservator für den Regierungsbezirk Wiesbaden.</b>					
Luthmer, Ferdinand, Professor, Direktor der Kunstgewerbeschule	Frankfurt am Main	5 Jahre	8. April 1903	1. April 1908	
<b>13. Rheinprovinz.</b>					
Clemen, Paul, Dr. phil., ordentlicher Universitäts-Professor	(Düsseldorf, dann) Bonn	5 Jahre 5 Jahre	1. Juli 1893 7. Mai 1898	31. Mai 1898 31. Mai 1903	Neuwahl Ende 1903
<b>14. Landes-Konservator der Hohenzollernschen Lande.</b>					
Laur, Friedr. Wilh., Privat-Architekt	(Sigmaringen, dann) Hechingen	5 Jahre 5 Jahre	15. April 1896 15. August 1901	31. Dezember 1900 31. Dezember 1905	

## Der „Mauerschedl“ bei Mellrichstadt in Unterfranken.

Bei dem Dorfe Unterfilke, B.-A. Mellrichstadt, Kreis Unterfranken, liegt in einem Wiesengrund je zur Hälfte auf bayerischem und auf meiningischem Staatsgebiet die Ruine Mauerschedl (Abb. 1—3). Als sie 1901 von dem Berichtersteller als Referent am königl. Generalkonservatorium der Kunstdenkmäler und Altertümer Bayerns zwecks Anweisung für weitere Behandlung untersucht wurde, war nur ein etwa 6 m hoher quadratischer Turmstumpf über dem Boden sichtbar. Unter ganz mit Strauchwerk bewachsenem hohen Schutt ließen sich dann noch die Mauern eines westlich an den Turm anschließenden rechteckigen Gebäudes erkennen, woraus auf eine Kirche geschlossen werden konnte, dann noch der Zug einer fast kreisrunden Umfriedungsmauer. Dem tatkräftigen Eingreifen des um die Geschichts- und Kunstdenkmäler seines Bezirkes eifrigst bemühten Amtsvorstandes, Regierungsrates Gößmann, ist es nun zu danken, daß die bürgerliche Gemeinde Mittelstreu, welche die Hälfte der Ruine besaß, auch die andere aus Privatbesitz erwarb und 1902 und 1903 die Mauerreste größtenteils freilegte. Die Mittel hierzu leistete z. T. die Gemeinde selbst, sie erhielt aber auch einen Zuschuß von 300 Mark von der k. Regierung von Unterfranken. Die Ausgrabungen haben einen bestimmten Abschluß erreicht, der einen Bericht darüber gestattet.

Die Kirche<sup>1)</sup> hat einen etwa 7 m hohen Ostturm; dessen Untergeschoß, das mit einer jetzt eingestürzten Tonne überwölbt war, diente als Chorraum, den je ein Schlitzfenster im Osten und Süden erhellen. Zwei kleine Nischen für Sakrarium und Ewiges Licht sind in der Wand ausgespart. Das ehemals flachgedeckte erste Obergeschoß mit gleichfalls zwei Fenstern hat westlich eine kleine Tür. Vom zweiten Obergeschoß sind nur noch Reste vorhanden. Das Schiff schließt sich westlich an und hat einen Südeingang; seine Mauern stehen noch etwa 2 m hoch. Die Kirchhofmauer ist nur noch in Mannshöhe erhalten, hat im Süden einen breiten Eingang, im Norden eine kleine Tür; außen zeigten sich Spuren eines Grabens. Kirche und Friedhofmauern sind aus rohen Sandsteinquadern gebaut, die Schichtung ist sehr unregelmäßig, die Mörtelbindung nur am Turm als genügend zu bezeichnen. Die Turmecken sind durch Binder verstärkt. Die Rahmen der Chorfenster sind gleichfalls roh gearbeitet. Die Tür im ersten Obergeschoß, welche ehemals auf den Dachboden der Kirche führte, ist mit einem einfachen Rundbogen überwölbt; der Choreingang (Triumphbogen), von dessen Einfassung nur im linken Gewände ein Stück steht, zeigt dagegen einen ganz gedrückten Flachbogen, was mit den anderen technischen Beobachtungen zusammen den Anschein hervorruft, als ob der ganze Bau von Leuten aufgeführt sei, welche über fortgeschrittenere Kenntnisse in der Baukunst nicht verfügt hätten. Jedenfalls ist der Eindruck des Ganzen ein armseliger, bürgerlicher; nur im Chorinnern sind Spuren von Bewurf mit kleinen Resten von Malerei zu sehen. Eine genaue zeitliche Fest-

stellung ist bei dem Mangel von bestimmten Leitformen in den wenigen Profilen sehr schwer; doch dürfte der Bau im 11.—12. Jahrhundert entstanden sein.

Im weiteren Verlauf der Grabungen sind nun etwa 20 zellenartige Bauten aufgedeckt worden (Abb. 1), welche sich rings um die Kirche an das Innere der Friedhofmauer fortlaufend anschließen. (Auch die Zellen sind, da noch nicht alle vollständig freigelegt, im Grundriß schematisch eingezeichnet.) Auf sehr schwachen Fundamenten sind die ganz roh mit schlechtem Mörtel aufgeführten Mauern etwa 1 m hoch erhalten. Nur die „Zellen“ A, B und C sind besser gebaut und zeigen einen besonderen Eingang mit Schwelle. Vor C liegt ein schmaler Gang. Etwas besser ist auch der Raum D nördlich der Kirche gemauert. Südlich am Turm ist ein kleines Gelaß E, in dem Reste verschiedener Skelette gelagert waren. Bei Anlage dieser Zellenbauten ist übrigens der nördliche Kirchhofeingang vermauert worden. In F wurde ein einfacher Herd mit Asche- und Kohlenresten freigelegt. Bei I des Grundrisses wurden 1902 in einer Mauerpalte versteckt 18 Silbermünzen gefunden. 13 davon sind brakteatenartige Hohlpfennige mit dem Helmschmuck von Braunschweig-Lüneburg, etwa von 1322—1350 in Hannover geprägt, die übrigen Prägezeichen sind unsicher zu bestimmen, weisen aber auf Niedersachsen und Brandenburg. 1903 wurden bei II abermals 30 Silbermünzen zusammen gefunden. Sonst fanden sich noch eine Lanze, zwei Axtklingen, drei Armbrustbolzen, ein Spornsteil, zwei Stein-

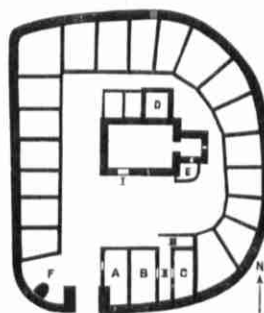


Abb. 1. Grundriß.

hämmer, drei Schlüssel, Tongefäßreste, die alle, soweit ihre Form eine genauere Bestimmung zuläßt, dem 12.—14. Jahrhundert angehören, und weiterhin neuere Gegenstände, die gelegentlich am Ort verloren gingen. Bei III wurde ein bestattetes männliches Skelett ausgegraben.

Die älteren Nachrichten über den „Mauerschedl“ — Scheder, Schotter, Geröll — fließen sehr spärlich. Bis vor etwa 300 Jahren hieß die Ruine „zum Bischof“ oder „Bischofs“. 1334 wird zuerst urkundlich erwähnt die villa Byschoves, quam tenent filii Gotfridi dicti von der Kere armigeri. Im Besitz dieser Familie erscheint sie 1424 bereits als Ruine, und ging zur Hälfte an die von der Tann, dann an Bewohner des Dorfes Willmars über; die andere Hälfte kam an die v. Schrimpf und 1458 an die heutige Besitzerin, die Gemeinde Mittelstreu. 1587 ist der Name Bischofs nur noch für das naheliegende Gehölz in Gebrauch. Dieser Name und die Zellen um die Kirche, von denen vor 50 Jahren noch Spuren deutlich sichtbar waren, führten dazu, der Ruine ein be-

<sup>1)</sup> Der Grundriß (Abb. 1) ist mangels einer genauen Vermessung schematisch hergestellt.





Abb. 2. Blick von Südosten.

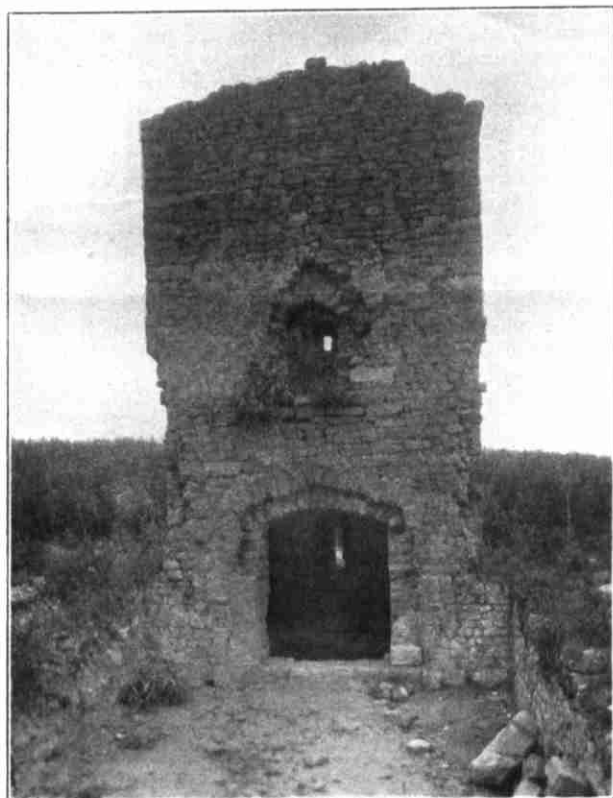


Abb. 3. Blick von Westen.

sonders hohes Alter zuzuschreiben.<sup>2)</sup> Man hielt die Kirche für einen Bau aus der Zeit des hl. Bonifatius oder aus dem IX.—X. Jahrh. Die Zellen wurden als die eines von Bonifatius gegründeten Frauenklosters angesprochen und man suchte die Stätte der Gunihild und Berathgit hier. Von alledem ist natürlich keine Spur vorhanden. Ein Kloster kann hier nicht bestanden haben; denn die Anlage der „Zellen“ rings um die Kirche, aber ohne Verbindung mit derselben widerspricht allen klösterlichen Bauregeln; ebenso der Mangel eines Refektoriums bei der großen Zahl von über 20 Einzelräumen. Am meisten aber spricht dagegen die ganz schlechte, flüchtige Bauart, ohne Bewurf, die deutlich einen Notzustand bezeugt.

Ich habe noch zu erwähnen, daß etwa 50 Schritt südöstlich der Kirche die Grundmauern eines Gebäudes mit zwei Räumen aufgedeckt worden sind, das seit Menschengedenken das „Pfaffenhaus“ genannt wird; ferner daß erst kürzlich in den südlich gelegenen, jetzt versumpften Wiesen eine Anzahl Grundmauerzüge erschürft worden sind. Alles zusammen gibt den Siedlungsresten eine andere Bedeutung als die einer klösterlichen Niederlassung; wir haben es mit den Ruinen des alten Dorfes Bischofs, seiner Kirche und der Wohnung des ansässigen Geistlichen zu tun. Und die eigenartigen Bauten im Kirchhofe sind eine Schutz- und Verteidigungsanlage für die Dorfbewohner. Die Zahl der „Zellen“ entsprach wohl der der Familien; diese Zellen hat man sich aber, da die Mauern viel zu schwach sind um einen höheren Aufbau in Stein zu tragen, als hölzerne Hütten, an die Friedhofmauer gelehnt, als Unterstände zu denken; ihre obere Abdeckung kann als Wehrgang gedient haben. In F lag die sehr geräumige gemeinsame Küche. Die besser gebauten Räume A, B, C und D können übrigens ursprünglich kirchlichen Zwecken als Sakristei, Totenkapelle, Beinhaus gedient haben. Die ganze Anlage spricht übrigens dafür, daß ein längerdauernder Zustand — eine Art Belagerung — oder jedenfalls die Notwendigkeit einer öfteren Benutzung in verhältnismäßig kurzer Zeit vorgelegen hat. Die Zeit der Erbauung ist fraglich; sie fällt natürlich später als die von Kirche und Friedhof, da die Mauern nirgends im Verband stehen, wird also in das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert zu setzen sein. Da das Dorf Bischofs 1334 noch besteht, 1424 aber bereits Ruine ist, da ferner die Münzfunde nach der Art ihrer Fundorte als Schatzfunde bezeichnet werden müssen, die Münzen selbst übrigens der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehören, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß bald nach 1350 das Dorf mit der Kirche und dem zur Verteidigung eingerichteten Friedhof in einer kriegerischen Unternehmung seinen Untergang gefunden hat. Die Siedlung wurde nicht mehr aufgerichtet, weil die Lage im Talgrund, von den Höhenzügen ringsum beherrscht, eben keine Sicherheit bot, vielleicht auch weil das Bächlein Solz damals schon die Wiesen zu versumpfen begann. Als Nachfolger von Bischofs darf wohl das einige hundert Schritt westlich am Höhenrand des Tales gelegene Dorf Unterfilke gelten, das vor 1458 urkundlich nicht bezeugt ist.

Bemerkt sei noch, daß im Jahre 1904 die Ruine vollständig freigelegt und die Mauerzüge sachgemäß gesichert werden.

München.

Dr. W. M. Schmid.

<sup>2)</sup> F. G. Benkert, Archiv des hist. Ver. v. Unterfranken. Bd. X. 1850 K. Boxberger, ebenda. Bd. XIV. 1864. Frankonia Sacra. 1881. I. Bd. S. 224.

### Vermischtes.

Eine Ausstellung europäischen Porzellans des 18. Jahrhunderts findet z. Z. im Lichthofe des Kgl. Kunstgewerbemuseums in Berlin statt. Da sich der weitaus größte Teil des alten Porzellans in fürstlichen Schlössern und Privatsammlungen befindet und die öffentlichen Museen nur kleine Sammlungen aufweisen, so ist die Veranstaltung des Kunstgewerbemuseums in Berlin um so dankbarer anzuerkennen. Sie gewährt ein glänzendes und ziemlich umfassendes Bild der Porzellankunst. Die Ausstellung ist nur möglich geworden durch das Entgegenkommen des Kaisers, der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin und zahlreicher Privatsammler, die ihre Porzellane zur Verfügung gestellt haben. Die ausgestellten Gegenstände sind nach den verschiedenen Sammlungen, aus denen sie stammen, geordnet. Ein vom Direktorialassistent

des Kunstgewerbemuseums Dr. Brüning verfaßter Führer gibt die weiteren Erläuterungen. Diesem Führer entnehmen wir das Folgende auszugsweise. Das chinesische Porzellan, dessen Erfindung bis ins frühe Mittelalter zurückreicht, gelangte erst nach Europa seit der Entdeckung des Seewegs nach Indien und zwar im siebenzehnten Jahrhundert in ganz bedeutenden Mengen. Die Vorzüge dieser edelsten aller keramischen Erzeugnisse ließen es wie keinen andern Stoff zu Es- und Trinkgeschirren geeignet erscheinen. Da das Porzellan außerdem dem Maler und Kleinbildner viel Gelegenheit zur Ausübung ihrer Künste gewährt, so stieg bald der Wunsch auf, Erzeugnisse aus einem ähnlichen wertvollen Stoff in Europa selbst herstellen zu können. Wie Brüning berichtet, gelang es den Bemühungen des Großherzogs von Toskana,



Franz I. (1574/87) das sogenannte Medici-Porzellan herzustellen, von dem auch eine Schüssel in der Ausstellung vertreten ist. Im 17. Jahrhundert ahmten die Holländer (Delft) das chinesische Porzellan wenigstens äußerlich in Fayence nach. Die Erfindung des eigentlichen Porzellans in Europa blieb indessen im Jahre 1709 dem Apotheker Johann Friedrich Böttger vorbehalten. Infolge dieser Erfindung machte sich August der Starke durch die Gründung der Manufaktur in Meissen von China und Japan, „Sachsens porzellanenen Schröpköpfen“, unabhängig.

Lange Zeit wußte Meissen (Wien und Venedigs bescheidene Anfänge ausgenommen) das sorglich gehütete Geheimnis der Porzellan-Fabrikation zu bewahren. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden auch an anderen Orten Porzellanfabriken, die ihm den Vorrang streitig zu machen suchten. Die Erfindung des europäischen Porzellans hängt eng mit einem bedeutsamen Kulturereignis zusammen, das auf Sitte und Leben der damaligen Welt von tiefeinschneidender Bedeutung war, nämlich der Einführung der warmen Getränke: Kaffee, Tee und Schokolade. Und so sind denn Kaffee- und Teegeschirre die wichtigsten Arbeiten der neuen Fabriken. Zu solchen Geschirren gehörte außer den noch heute üblichen Geräten damals eine vierkantige Teebüchse, ein Spülnapf, um die Tassen darin zu spülen, und eine kleine flache Schale mit hohem Rande zur Aufnahme der Löffel bezw. des Zuckers. Bei den großen Tafelgeschirren, die nur in den bedeutenderen Fabriken hergestellt wurden, waren die für den Nachtschisch bestimmten Teller und Schüsseln mit einem durchbrochenen Rande versehen. Die Schalen für Zuckerwerk hatten häufig die Formen großer Blätter und Blüten. Die zur Aufnahme von Früchten bestimmten Körbe sind nicht selten völlig durchbrochen. Dazu kamen zahlreiche Waschtischgeschirre, Geräte für Nährarbeit, Beleuchtungs- und Schreibgerät, die heute zumeist in anderem Stoff gebildet werden. Mit besonderer Sorgfalt und Feinheit wurden die Dosen ausgeziert, die beliebtesten Geschenke des 18. Jahrhunderts. Friedrich der Große selbst belehrt uns in einem Briefe an die Frau von Camas über die Verwendbarkeit dieser Dosen, die zur Aufnahme von Tabak, Schminke, Schönheitspflasterchen, Bonbons und Pillen dienten. Die Riechfläschchen erhalten nicht selten die Form einer figürlichen Gruppe. Selbst ganze Schachspiele wurden in Porzellan gebildet.

Von all diesem Gebrauchsgeschirr und Gerät enthält die Ausstellung reiche und bezeichnende Muster. Auch die großen Vasen, die ausschließlich dekorativen Zweck hatten, sind vertreten. Große Spiegelrahmen, Uhren und Kronleuchter aus Berliner Porzellan befinden sich im Neuen Palais in Potsdam. Um eine Vorstellung von der Wirkung der in manchen Schlössern, z. B. Monbijou und Charlottenburg, noch vorhandenen Porzellandekorationen zu geben, ist in der Ausstellung ein großer Aufbau aus Holzwerk und Porzellan errichtet worden. Die bei dem chinesischen Porzellan so geschätzte Blau- und Rotmalerei unter der Glasur wurde verhältnismäßig nur selten und zumeist auch nur für einfacheres Geschirr benutzt. Vorherrschend war die Malerei mit bunten Farben, die in schwachem Muffelfeuer auf die Glasur gebrannt wurden. Die Dekoration schmiegt sich leicht und anmutig den Formen an. Den Rand zieren zumeist entweder gemalte Gitter- und Schuppenmuster („Mosaïque“) oder plastisches Strohgeflecht und Rokokoschnörkel, die sich in zierlicher Bewegung allmählich in der Fläche verlieren. Die Mitte der Fläche schmücken Blumen, entweder „indianische“ in der Art der ostasiatischen Blumenmalereien oder natürliche, „deutsche“, Blumen. Bei besseren Arbeiten erscheinen Vögel, Landschaften, Vieh- und Jagdstücke, ovidische (mythologische) und Wattefiguren, sowie chinesisch-japanische Darstellungen. Als Vorlagen dienen zumeist Kupferstiche, doch bleibt der Maler auch dabei Künstler, indem er es mit unvergleichlichem Geschick versteht, Motive aus dem Vorbild zu seinem Zwecke umzugestalten. Die kleinen Bildchen werden zumeist nicht umrandet, sondern verlaufen zierlich in der Fläche. Alle diese Dekorationen lassen den Grund der edlen Masse noch in breiten Flächen hervortreten und heben so sein schönes Weiß durch den Gegensatz des farbigen Schmuckes um so wirksamer hervor. Die Bildsamkeit der Porzellanmasse führte auch zu einer reichen plastischen Kunst, die, wie Brüning bemerkt, in ihren besten Erzeugnissen den Vergleich mit den schönsten antiken Terrakotten und italienischen Renaissance-Bronzen aushält. Um diese niedlichen Püppchen nach Form und Darstellung ganz zu verstehen, muß man berücksichtigen, daß dieselben vor allem dazu dienten, die Tafel zu schmücken. Nach einer bis ins Mittelalter zurückreichenden Sitte war es Brauch, bei festlichen Anlässen sogenannte „Schaussens“ in der Mitte der Tafel oder auf besonderen Tischen aufzubauen: Tempel, Paläste, Häuser mit Gärten, Alleen, Pyramiden, Springbrunnen, Felsen und Lauben, in denen sich die

Welt, die an der Tafel saß, im kleinen wiedersah, oder in denen sagenhafte und sinnbildliche Figuren bestimmte Vorstellungen (etwa die Tugendhaftigkeit der Gefeierten) zum Ausdruck brachten. Die zahlreichen noch erhaltenen Liebesgötter spielten z. B. bei Hochzeiten eine große Rolle. Was in den früheren Jahrhunderten aus Zuckerwerk oder Wachs geformt war, wurde jetzt in Porzellan gebildet. In Deutschland wurden bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Figuren stets bemalt, doch so, daß auch hier das edle Weiß der Masse stets zur Geltung kam. Fleischfarbene Töne wurden nur hier und da auf Wangen, Ellenbogen, Knie usw. als leichter Hauch aufgesetzt. In Sèvres wählte man für die Figuren das Weiß des Biskuits. Man nahm damit allerdings der Porzellanbilderei vieles von dem Reiz, den die spielenden Glanzlichter der Glasur und die farbige Bemalung ihr gibt, und zerstörte die innige Verbindung der Porzellanfiguren mit dem bemalten Geschirr. Gerade die Verschiedenheit der Bemalung gibt auch bei gleichem Modell eine reiche Mannigfaltigkeit. Ganz wird man indessen diese entzückende Kunst erst dann verstehen, wenn man sich zurückversetzt in ihre einstige Umgebung, zwischen die weißen oder zart getönten, mit Goldornamenten gezierten Wände, die hohen Spiegel, die glänzenden Marmorkamine, die buntfarbigen Möbelbezüge und die Farbenpracht der Gewänder, in die sich die damalige Welt kleidete.

**Der runde Bergfried der Ruine Vetzberg** aus der Mitte des 12. Jahrh. (6 km nordwestlich von Gießen) ist fiskalischerseits zum Zwecke der leichteren baulichen Unterhaltung und Aufsicht im Innern dauernd zugänglich und bis zur Plattform bestiegebar gemacht worden. Gleichzeitig sind die Brüstung der Plattform und der inmitten letzterer befindliche Rest eines nur 2,60 m im lichten weiten runden Aufbaues, welche übrigens beide späterer Zeit entstammen dürften, neu in Mörtel verlegt und gesichert worden. Der Bergfried zeichnet sich durch Anordnung zweier einander gegenüberliegender Eingangstüren in etwa 9 m Höhe über dem Erdboden und durch das Fehlen jeglicher Fensteröffnungen oder Lichtschlitze aus. Das Innere, welches keine Treppe enthält, wird außer durch die genannten Türöffnungen nur durch die seitlich in den Gewölben liegenden Leiterlöcher erhellt. Von dem ursprünglich wohl vorhandenen Zinnenkranz ist nichts mehr erhalten. E. S.

**Zum Schutze des Edelweiß**, das bereits an verschiedenen Stellen der Alpen ausgerottet ist, hat der voralbergische Landtag in Bregenz ein Gesetz erlassen, das das Ausheben und Ausreißen dieser Pflanzen mit den Wurzeln sowie das Feilbieten und Verkaufen der bewurzelten Edelweißpflanzen verbietet.

## Bücherschau.

**Ruinen der mittelalterlichen Burgen Ober-Oesterreichs.** Im Auftrage der Kaiserl. Königl. Zentral-Kommission für Kunst- und historische Denkmale aufgenommen und gezeichnet. Von Karl Rosner. Wien 1903. Anton Schroll u. Ko. 71 S. in gr. 8<sup>o</sup> mit 72 Abb. im Text und 24 Grundriß-Tafeln. Geh. Preis 8,50 M.

25 oberösterreichische Burgruinen werden in verhältnismäßig großen Grundplänen (1:720) gegeben und durch kurze Mitteilungen erläutert. Nachbildungen von Handskizzen zeigen das heutige malerische Bild und den Bestand an Mauerwerk, während die vorgesetzten Vischerschen Prospekte aus dem 17. Jahrhundert zu Betrachtungen über die alte Herrlichkeit und den unaufhaltsamen schnellen Verfall anregen. Die künstlerische Form macht das Werkchen besonders geeignet, um den Ruinen dieser bedeutenden Bauwerke Freunde zu verschaffen und für ihre Schonung einzutreten. Das Werk hätte aber leicht auch allen wissenschaftlichen Ansprüchen entsprechen können, wenn die alten Prospekte kritischer behandelt wären, wenn Grundrisse und Text sich mehr auf Einzelheiten eingelassen hätten und wenn statt oder außer den mehr und minder unsicheren Handskizzen photographische Aufnahmen gegeben wären. — t.

**Inhalt:** Eine uckermärkische Dorfkirche. — Die Allerheiligenkapelle in Eßlingen am Neckar. — Verzeichnis der preussischen Provinzial- und Bezirks-Konservatoren. — Der „Mauerscheld“ bei Mellrichstadt in Unterfranken. — Vermischtes: Ausstellung europäischen Porzellans des 18. Jahrhunderts im Kunstgewerbemuseum in Berlin. — Der Bergfried der Ruine Vetzberg. — Gesetz zum Schutze des Edelweiß. — Bücherschau.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Friedr. Schultze, Berlin.

Verlag von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin.

Druck der Buchdruckerei Gustav Schenck Nachflg., P. M. Weber, Berlin.